

Szene aus dem Simmental

Autor(en): **Amerbach, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **2 (1926)**

Heft 22

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Szene aus dem Simmental

ERZÄHLUNG VON PETER AMERBACH

(Nachdruck verboten)

Im Pariser Herbstsalon des Jahres 19... erregte ein Gemälde großes Aufsehen. Es stellte den Kampf eines Mannes mit einem Stier dar und war im Katalog bezeichnet als «Szene aus dem Simmental».

Jedemal, wenn ich den Saal betrat, drängte sich die Menge vor dem Bild, und immer neue Besucher strömten herzu. Es war der große Erfolg der Ausstellung, von dem alles sprach. Es war das Bild, das man diskutierte, zu dem man Stellung beziehen mußte. Schon am ersten Tage hatte ein Kunsthändler zehntausend Franken dafür geboten, zwei andere steigerten den Preis auf zwanzigtausend, dann dreißigtausend Franken und gestern wurden vierzigtausend angeboten. Man sagte, der Künstler verhalte sich sehr reserviert.

Ein bekannter Kritiker trat auf mich zu und sagte: «Fünfzigtausend Franken hat heute morgen ein Großgrundbesitzer aus der Loire geboten. Sehen Sie hin, was jetzt unter dem Bild steht.»

Ich streckte mich und las: «Nicht verkäuflich.»

Mir war es ein Rätsel, wieso gerade das Städtertum von Paris diese ländliche Szene aus dem Simmental beachtete und gar zum Ereignis stempelte; dieses im Grunde genommen banale Motiv! Und was interessierte denn einen Pariser die Lösung der Aufgabe, die Bezwingung eines Stieres darzustellen?

Die Welt der Kunst ist oft seltsam. Ein Meisterwerk ist plötzlich da; es taucht auf wie aus dem Nichts und alles sagt: «Wie einfach, wie einfach.» Es kommt da, wo es niemand erwartete und zwingt sich unerbittlich auf. Weshalb? Warum? Viele geben Antwort und wenige treffen das Richtige. Und während hunderte von tüchtig geschulten Malern, anerkannte Meister, stürmische Modernisten, unterstützt von den Männern der Feder, sich aufdrängen und sagen: «Wir bringen das Wahre, das Neue», hängt das Meisterwerk am bescheidenen Ort, wohin es die Jury mit verächtlicher Gebärde hingewiesen hatte, und sagt: «Ich bin es.»

Wirklich, ich hätte auch nicht gedacht, daß Albin der Mann des Tages werde. Ich kannte ein paar unbedeutende Sachen von seiner Palette und hätte ihm seinerzeit, als wir uns in Basel kennen lernten, kein Meisterwerk zugezogen. Und das war es, ein vollendetes Meisterwerk.

Man wußte nicht, sollte man diesen machtvollen, in sich gedrängten Stier bewundern, der zum tödlichen Stoß angesetzt hat, oder den stämmigen Sennen, der im Begriffe ist, ihn an den Hörnern zu packen. Der geschulte Beobachter erkannte aber bald, daß nicht hierin das Meisterstück lag und auch nicht in den wundervoll abgetönten Farben des gefleckten Tieres — wie die große Menge wähnte — nein, es lag im Ausdruck dieses Tieres, in seiner aufgewühlten Seele und mehr noch im Ausdruck seines Gegners. Der Beschauer war gleichzeitig von Furcht, Schrecken und Hoffnung, von einem eigenartigen Mitgefühl ergriffen, ohne daß dabei der Eindruck beruhigender Schönheit verwischt oder gestört worden wäre. Der Kritiker des «Temps» schloß seine Besprechung des Kunstwerkes mit dem Satze: «Hätte dieses Kunstwerk zur Zeit Lessings existiert, so hätte er sich wohl gefragt, ob er diese Szene oder die Laokoongruppe zur Grundlage seiner berühmten Abhandlung wählen soll.» Und in der «Revue mensuelle» stand zu lesen: «Solche Werke hätten die Griechen auf der Leinwand vollbracht, wenn sie nie in Stein gehauen hätten.»

Obwohl ich mir dachte, daß Albin als gesuchte Persönlichkeit jetzt kaum zugänglich sein werde, ging ich dennoch zu ihm. Er war froh über meinen Besuch. Wir hörten uns, wie wir es in Basel seinerzeit zusammen oft getan hatten, ein Konzert an. Saiten der Freundschaft begannen wieder zu klingen und wir plauderten nach dem Musikgenuß bei einer Flasche Wein.

Ich vermied es, von seinem Erfolg oder von der Malerei zu sprechen, mußte aber dafür in Kauf nehmen, mit ihm über sein Lieblingsthema: Körperkultur zu sprechen. Albin war ein sehr starker Mann, ohne daß man es ihm sofort angesehen hätte. Er war stolz auf seine Manneskraft, die sich bei ihm ebenmäßig und verhalten äußerte. Wenn er auch nicht mehr versuchte, mich von den Vorteilen und Schönheiten der Boxkunst zu überzeugen, so erzählte er mir vom Fechten und von seinen Schwingkämpfen, die er den Sennen unserer Berge nie ausgeschlagen hatte. Und unvermerkt sagte er: «Man hält mich wohl für verriekt?»

«Aber weshalb denn?»

«Nun, weil ich die fünfzigtausend Franken ausgeschlagen habe.»

«Du wirst deine Gründe haben. Ich kann mir

allerdings nicht vorstellen, daß du das Bild dein Lebtag im Atelier hängen läßt.»

«Nein. Wenn es dich interessiert, will ich dir erzählen. Denn das Bild hat eine kleine Geschichte....»

Es war letzten Sommer im Simmental. Ich trieb mich im Tal umher wie ein Einheimischer und man hätte mir in meinem Aufzug den Städter nicht mehr angesehen. Selbst meine Sprache hatte sich allmählich vor dem Bernerndialekt gebeugt.

Ich erhob mich jeweilen früh am Morgen, wählte einen schmalen Fußweg, der sich zwischen Stangenäunen kreuz und quer durch die

Unsere Unterhaltung bestand nämlich meist in allerhand kleinen Wettkämpfen, an denen Sennen und Mädchen teilnahmen. Es gaben sich zwei die Hände und jeder versuchte, den andern aus dem Stand zu bringen. Oder man hakte einander die Zeigefinger ein und riß den Gegner heran, oder man setzte sich einander auf zwei Stühlen gegenüber und einer hatte dem andern die Knie auseinander zu treiben. Und da war die Anna von einem beschabten Hof, die hatte eine solche Gewalt in ihren Schenkeln, daß es keinem Burschen gelang, ihr die Knie zu öffnen. Viele andere Spiele betrieben wir, die meist auf eine Kraftprobe hinausliefen. Oft auch, bei

keinen Gutscheine für eine Liebesnacht erhalten hatte.

Meine Staffelei stand jetzt oft in der Nähe ihres Hauses, worin sie mit einer steinalten Mutter, zwei Knechten und einer Magd wohnte. Manchmal wurde ich zudringlich und bat die Anna, sie möchte mir zu einer Porträtstudie sitzen. Das lehnte sie lachend, aber rundweg ab. Dann ging ich etwas mißgestimmt hinter das Haus, stellte meine Staffelei auf und wartete, bis sich einer der «Muni» hinter dem starken, aus festen Stangen gezimmerten Hag zeigte.

Wie oft habe ich den Kopf dieses «Isaak», wie sie das gefleckte Prachtstier nannten, gezeichnet. Immer suchte ich dasselbe: seinen Blick, seinen menschlichen Blick, der mir nahe ging, den ich verstand, wie kein anderer, weil ich Mitgefühl hatte mit diesem großen Zeuger und — Dulder. Weil ich wohl litt, wie er.

Und diesem Blick begegnete ich noch anderswo. Es war dann, wenn der Senne Mathis mich zum Kampf herausforderte; es war dann, wenn ich die Anna beim Tanz in die Arme nahm; oder es war dann, wenn ich am Abend den mit Steinplatten belegten schmalen Weg die Anhöhe hinanstieg und dem Sennen Mathis, beladen mit seiner schweren Brente, auswich.

Ich sah Mathis in letzter Zeit öfters in der Nähe der Behausung Annas. Er ging oft vorüber, obgleich dieser Weg nicht der nächste nach seiner Hütte war. Ab und zu trat er für kurze Zeit in ihr Haus. Er fuhr auch selbst Holz vor, das ihm Anna abgekauft hatte, und eines Morgens kam ich dazu, wie er den Knechten half, das Holz spalten. Ich wechselte ein paar Worte mit Anna, die unter dem Fenster stand. Hart klangen die Schläge des Holzhauers und immer wuchtiger und dröhnender fuhr das Beil in das Holz, je länger ich bei Anna stand. Und als ich endlich an Mathis vorbei um die Ecke des Hauses zu den Stieren ging, spaltete er mit einem einzigen Schlag ein mächtiges Stück, daß ein Scheit hart an meinem Kopf vorbeisauste. Noch lange hörte ich die Schläge und es war mir, als ob jeder sagen wollte: «Ich bin stärker, ich bin doch stärker.»

Am nächsten Morgen erhob ich mich vor Sonnenaufgang. Ich hatte eine unruhige Nacht verbracht und fand gegen den Morgen hin den Schlaf nicht mehr. Die Unruhe quälte mich und ich wollte mit meiner Staffelei irgendwohin auf eine befriedende Anhöhe wandern. Ich ging bei Annas Haus vorbei. Eben fielen die ersten Strahlen der Sonne auf die Höhen. Da erkannte ich, daß mir die ersehnte Befreiung nicht dort oben werden könne, auf die mich mein Vertand trieb. Und leise trat ich die Stufen zu Annas Haus hinauf, öffnete vorsichtig die Tür und schlich langsam, langsam in ihre Kammer.

Ich stellte bedächtig meine Staffelei auf und breitete Farben und Stifte aus. Dann wagte ich aufzublicken. Sie war herrlich anzuschauen und ich muß gestehen, sie lag, frisch und rosig, ebenso verführerisch in ihrem schmucklosen Bett und in den weißen Linnen, wie unsere Damen in deren prunkvollen Betten und duftigen Kissen. Den Atem angehalten, schaute ich lange auf ihre bloßen Schultern und die gewölbten Brüste, die das weiße Hemd zu sprengen drohten.

Ich begann zu zeichnen, warf die Umrisse hin und verlor mich in die drohigen Windungen ihrer Haare. Aber es fehlte etwas. Es war nicht alles, was ich ersehnt hatte. Ihre Seele schlief: ihre Augen waren geschlossen. Und ich hielt inne und wartete, wartete... bis sie aus ihrem Schlummer aufschloß. Und ich trank für mein Leben diesen Blick voll Zorn, und dann diesen Blick voll Liebe. Und erst jetzt, als ihre Augen strahlten und ihre Wangen sich lächelnd wölbten, erstand das Licht, das ich auf der Leinwand festhalten wollte.

Mein Glück dauerte nicht lange. Schon hörten wir im obren Stockwerk die Magd sich tummeln. Anna wies mich in die große Stube. Bald trug sie selbst das Frühstück auf. Knechte und Magd setzten sich zu uns und gingen bald an die Arbeit.

Wir saßen allein, als draußen ein Holzfuhrwerk anhelt, und auf den Stufen kräftige Schritte ertönen. Der Senne Mathis trat ein. Er sagte ein barsches «guten Tag» und betrachtete mich mißtrauisch, feindselig. Einen Augenblick wartete er darauf, ob Anna ihn zu einer Tasse Kaffee einlade. Gesenkten Blickes startete er in eine Ecke der Stube. Seine Augen richteten sich fest in jene Ecke, er ging langsamen Schrittes hinzu, packte die Leinwand, die ich dorthin gestellt hatte, warf einen zornigen Blick auf die Zeichnung und schlug den Rahmen über eine Stuhllehne, daß die Felten herabgingen.

Ich hatte mich, wütend und stürzte auf ihn los. Er aber sagte, verblissen zwischen den

(Fortsetzung auf Seite 6)



Nana Herrera

die berühmte Tänzerin vom königlichen Theater in Madrid

Matten zog und stellte meine primitive Staffelei irgendwo mitten in eine leuchtend grüne Wiese, an ein munteres Bächlein, oder unter eine schattige Tanne. Ich träumte mehr in die herrliche Natur hinaus als mit dem Pinsel auf die Leinwand, wurde nie satt vom Betrachten der glitzernden Schneefelder und der bläulichen Gletscher. Erst am Mittag malte ich in meiner geräumigen Stube, die mir ein Bauer vermietet hatte. Dort entstanden alle die kleinen Tierbilder und Landschaften, die du kennst.

Am Abend trieb ich mich — ein ausgelassener Geselle — in den Häusern herum. Ich war überall willkommen. Oft geschah es, daß ich nach der Einsamkeit des Tages — allzu begierig und ungeduldig nach der Gesellschaft von Menschen — zu früh in eine Bauernstube trat und die Familie beim Abendbrot überraschte. Dann rückte man näher zusammen, ich faßte einen Stuhl und setzte mich zum Mahl neben die behäbige Mutter, inmitten der kichernden Töchter oder unten am Tisch zu den stämmigen Mägden, deren Kleider nach gesottener Butter und nach dem Kuhstall rochen. Ich ergötzte mich an den Söhnen und Knechten, die tief auf den Tisch geneigt, eine Hand unter dem Tisch und den rechten Ellenbogen aufgestützt, gierig und hastig ihr Abendbrot verschlangen.

Nach dem Essen gesellten sich gewöhnlich andere Burschen und Mädchen zu uns, und bald war die geräumige Stube der Schaulustig fröhlicher Unterhaltung. Es handelte sich dabei gewöhnlich um die eine große Frage: wird es jemandem gelingen, mich zu besiegen?

warmem Wetter, gab es hinter dem Haus eine «Schwingen» im Gras.

Bei allen diesen Kämpfen blieb ich Sieger. Auch die hübsche Anna, die mich jeden Abend herausforderte, unterlag. Oh, ich wußte meine Siege auszunützen und verlangte kräftige «Mütschi» von den Schönen und der unterlegene Bursche mußte sich für die Gesellschaft stellen und Grimassen schneiden, bis ich mich zufrieden gab. War aber eine Grimasse recht wüst, so zeichnete ich sie und schenkte die Fratze seiner Liebsten.

Da erstand mir eines Tages ein gewichtiger Gegner: der Senne Mathis, der von der Alp zurückgekehrt war. Es zeigte sich gleich am ersten Abend, als ich ein Bündel von 36 Spielkarten zerriß, eine Kraftprobe, die mir bisher keiner der Burschen nachgemacht hatte. Mathis riß die Karten mit einem Ruck mitten durch. Er bezwang auch Anna. Aber in den übrigen Kämpfen unterlag er mir, vielleicht weil ich größere Übung und Gewandtheit hatte.

Die Art meines Tagewerkes hatte sich mit der Zeit geändert. Ich sehnte mich nach Bewegung, nach Geschehen, nach Aufregung. Ich konnte nicht mehr den Tag über im Gras liegen und dann stille Landschaften malen. Meine Bilder stellten auch plötzlich allerhand belebte Szenen dar. Auf diese Weise schaffte ich meinem Drang etwas Luft, dem Drang, der im Grunde genommen der Anna galt, die ich so oft mit meiner Stärke bezwang, die einem voll und verliebt in die Augen blickte und bei der man doch immer wieder erkennen mußte, daß man damit noch



Plingstrennen in Frauenfeld. Aus dem Jagstrennen für Offiziere

(Fortsetzung von Seite 3)

Zähnen: «Das machen wir hinter dem Haus miteinander aus — wer Meister wird.» Und schon standen wir hinter dem Haus, blindlings unsere Kräfte zu entfesseln.

Da hörten wir vom Fenster her einen Schrei und Annas Stimme gellte: «Der Muni, der Isaak!»

Wir drehten uns um und sahen, kaum drei Schritte vor uns, den Stier auf uns losschießen, in dessen Gehege wir nachtsamerweise gekommen waren. An die Hauswand gelehnt, sah ich wie im Traume das mächtige Tier mit gesenktem Nacken vorstürmen. Ich sah den Blick, den Blick! Es schloß die Augen und stürzte auf — mich. In Schwäche stand ich dem ungewohnten Angriff gegenüber.

Und dann war es mir, als hätte mich ein Blick voll Hingebung und Aufopferung getroffen: der Blick eines Helden, der Blick eines wahrhaft starken Mannes. Mathis war vor meine Brust gesprungen und fing den tödlichen Stoß mit seinen Fäusten auf.

Das mächtige Tier stampfte und wand sich, es ächzte und stöhnte. Unter den Fäusten des Sennen drehte sich langsam das gewaltige Haupt. Jetzt sank der Stier in die Knie und lag — ein Besiegter — am Boden. Ein dumpfes Röcheln entwand sich seinem Schlund und, Mitleid erregend, öffnete der Kolob seine Augen.

«Chumm, ssä, ssä, ssä», rief Mathis, gegen den Stall schreitend, «chumm, ssä, ssä, ssä.» Und fromm wie ein Lamm folgte der Stier seinem Bewzinger....

Und daher kommt es, daß kein Preis mein Gemälde aufwiegen kann. Es ist das Hochzeitsgeschenk für den Sennen und seine Braut.»

Die bunte Welt

Eine Hinrichtung in Afghanistan

In einer der letzten Nummern der italienischen Zeitschrift «Resto del Carlino» finden wir die folgende interessante Skizze von Gastone Tanzi über die Rechtspflege in Afghanistan, der wir einige charakteristische Bruchstücke entnehmen.

Der Gouverneur von Djelalabad, der ein Dutzend englische Worte kennt, lud mich zu einem für mich ganz neuen Schauspiel ein.

Wir sollten uns nach Isampur, einer Ortschaft auf dem Abhang des Hochgebirges Siakhposh, begeben, um der Hinrichtung einiger Briganten «afridi», wie sie hier genannt werden, beizuwohnen, welche einen deutschen Ingenieur überfielen, wobei sie einen begleitenden Soldaten töteten.

Nun sollte man an die Bestrafung der Täter schreiten, nicht etwa wegen der Tötung des Soldaten — in Afghanistan kann man mit einer gewissen Leichtigkeit und Ruhe morden —, sondern eher wegen der Verletzung der Gastfreundschaft, denn in diesem Land, in welchem die mohammedanische Religion äußerst streng eingehalten wird, betrachtet man den Europäer wohl als einen Heiden, als einen Ungläubigen, doch gleichzeitig hält man ihn bis zu einem gewissen Grade für unantastbar....

Wir ritten in wahnsinnigem Galopp, der uns nicht einmal erlaubte, die durchsausten Straßen zu betrachten, in Begleitung von zwanzig bis an die Zähne ausgerüsteten Begleitmännern vier Stunden lang und kamen schließlich in Isampur, etwa zwanzig Meilen von Tibet entfernt, an.

Die Wahl fiel deshalb auf diesen Ort, weil man angenommen hatte, daß in dem Hochgebirge noch zahlreiche «afridi» sich aufhielten; diesen

wollte man ermöglichen, der Bestrafung ihrer Genossen beizuwohnen und ihnen dadurch eine Lektion geben.

Auf einer breiten Lichtung stehen vier rudimentäre, schlecht gebaute Galgen in einer Reihe, sowie zwei hundertjährige Geschütze. Für den Gouverneur wurde ein enges Podium errichtet, auf welchem zwei oder drei Personen gedrängt stehen konnten.

Etwas hundert Soldaten in roten Uniformen nahmen in einem Viereck, oder vielmehr in einem sogenannten Viereck-Stellung, / Mahmadd Eddin Khan besteigt die reser-



Plingst- Segelregatta in Rapperswil

viertes Tribüne und lädt mich ein, ihm zu folgen. Hinter dem Spalier der roten Soldaten drängt sich eine dicke Menge, welche sich zumeist aus Nomaden rekrutiert. Es sind verlaustete, langhaarige Kerle, mit kindischen, weit aufgerissenen Augen.

Meine Aufmerksamkeit wird gleich auf einen Zug von angeketteten Menschen gelenkt, die sich inmitten «berittener Soldaten gegen die Galgen bewegen. Es sind rohe, starke, grobe Gestalten von Bergmenschen, die den Tibetern sehr ähnlich sehen. Sie scheinen sich ob ihres Schicksals nicht gar zu große Sorgen zu machen. Andererseits geht alles recht rasch vonstatten. Vier von ihnen werden vor die Galgen gestellt, von den Soldaten fast gänzlich entkleidet und der Ketten entledigt. Alles geschieht unter größter Stille und ohne irgend ein Kommando.

Im Nu wird ihnen eine Schlinge um den Hals geworfen. Die dem Tode Geweihten sehen sich mit der größten Gleichgültigkeit die anwesende Menge an. Einer schaut mich starr an. In seinen Blicken lese ich Verwunderung, nicht im geringsten aber Furcht. Ein Mann zieht an und die vier Körper baumeln. Noch eine Minute, eine Minute und eine halbe, und alles ist beendet.

Das Programm hat einen zweiten Teil. Dieser ist schrecklicher, entsetzlicher als gewisse Indianergeschichten, die ich als Kind mit Schauern gelesen hatte. Die zwei «afridi», welche dem Tode ihrer Genossen so beigewohnt haben, wie wir einem Fußballmatch oder einer Akrobatenvorstellung, sind einem gräßlichen Tode geweiht.

Die grau-gelbe Gesichtsfarbe der Briganten gestattet es nicht einmal in der letzten Stunde wahrzunehmen, ob sie Furcht haben. Sie wissen, welch ein Martyrium sie erwartet. Und dennoch zittern ihnen nicht die Hände, ihre Augen verlieren nicht den üblichen Glanz, nichts verändert, ob sie den entsetzlichen Tod, dem sie nicht entgehen werden, fürchten.

Die roten Soldaten entkleiden sie brutal und

stoßen sie vor das gegen das Gebirge gewendete Rohr der Geschütze.

Die Unglücklichen müssen der Ladung der Geschütze mit zylindrischen Geschossen beizuhelfen, über die man lachen möchte, wenn nicht eine Tragödie in der Luft schweben würde. Dann werden sie, mit dem Rücken gegen den Lauf gewendet, angebunden und schließlich mit den Händen an die Füße gefesselt: nur der Kopf ist frei; er kann sich vollkommen bewegen. Um die Hinrichtung noch furchtbarer zu gestalten, werden die Geschütze nicht gleichzeitig abgefeuert, so daß der eine die entsetzliche Hinrichtung des zweiten mit ansehen muß.

Ein dumpfes Getöse schneidet die Luft. Instinktiv schließe ich die Augen, um sie im nächsten Augenblick wieder zu öffnen. Nichts, nichts mehr. Eine graue Rauchwolke und herzerzitterndes Gebrüll des überlebenden Briganten, der sein Schicksal erwartet.

Der Körper des ersteren, in Fetzen zerrissen, ist Gott weiß wo. Man möchte sagen, daß ihn die Berge aufgenommen haben. Es ist eine absolute Vernichtung.

Der andere brüllt und macht Riesenanstrengung, um sich loszureißen. Er ist vielleicht irrsinnig geworden. Sein verzweifeltes Schreien würde selbst ein Marmorherz zum Mitleid rühren. Das Getöse aber läßt das furchtbare Geschrei verhallen. Menschliche Fetzen fliegen in der Luft herum und färben blutig das Indigo des Himmels. Mir hallt das Geschrei des Hingerichteten in den Ohren wider....

In einer Entfernung von einem Meter liegt die vom Körper scharf abgeschnittene Hand mit ausgestreckten, wie lebenden Fingern.

Ob es die Hand der Gerechtigkeit ist?

Auf dem Rückwege ist die früher zwanzig Mann zählende Eskorte auf hundert angewachsen: es ist klar, daß der Gouverneur sich allein nicht allzu sicher fühlt. Wenn er die Psycho-

Zwei Soldaten stürzen tot, einige verwundet. Der Gouverneur ist unverletzt und ich Gott sei Dank auch. Es wäre mir bei Gott unangenehm, die afghanische Scholle mit meinem Blut zu tränken. Mahmadd Eddin Khan hat nicht die geringste Absicht, den Briganten Widerstand zu leisten oder sie festzunehmen.

Er denkt einzig daran, möglichst rasch vorwärts zu kommen und in bezug auf die «afridi» wird er in Djelalabad hinter sicheren Mauern über weitere Maßnahmen nachgrübeln.

Das Gewehrfeuer verfolgt uns noch einige Minuten, ohne jedoch in unseren Reihen Schaden anzurichten. Wir treffen in Djelalabad auf erschöpften Rossen und mit zwei Leichen ein.

Die amerikanische «Gewissenskasse»

Auf dem Schatzamt der Vereinigten Staaten von Amerika wird eine besondere «Gewissenskasse» geführt, die sich eines ständigen Wachstums erfreut. Dauernd senden von bösem Gewissen Gepackte aus allen Teilen des Landes Geldbeträge als freiwillige, aber anonyme Buße für früher im Staate begangene Steuerhinterziehungen ein. Seit der nun fast hundert Jahre zurückliegenden Gründung der Kasse hat sich die Summe der Reugelder auf über 600 000 Dollar angehäuft. Die Höhe der Beiträge ist naturgemäß sehr verschieden und bewegt sich zwischen wenigen Cents und der stattlichen Summe von 30 000 Dollar. Dieser große Betrag war von einem Manne eingesandt worden, der den Staat um 80 000 Dollar betrogen hatte und mit dieser Zahlung den Rest seiner Schuld abtrug.

Druckpapier aus Zeitungsmakulatur

Um die gewaltigen Mengen Zeitungsmakulatur zu Druckpapier zu regenerieren, versuchte man bisher den Kohlenstoff der Drucker-schwärze durch Ausbleichen zu entfernen. Indessen zeigt das so gewonnene Material meistens einen grauen Ton, der es für den Druck ungeeignet macht. Nach einem neuesten amerikanischen Verfahren beseitigt man jetzt den Ruß durch Auslaugen des Zellstoffbreies mit Natriumtetraborat, und erhält ein völlig weißes druckfähiges Papier. Bei dem riesigen Holzverbrauch der Zeitungen, wird dieses verbesserte Verfahren volkswirtschaftlich von großem Werte sein.

Lateinische Schriftzeichen in Japan

Schon lange war man in Japan bestrebt, an Stelle der bisher üblichen chinesischen Schriftzeichen die international gebräuchlichen lateinischen Buchstaben einzuführen. Obwohl schon fast jeder gebildete Japaner die lateinischen Buchstaben für brauchbarer hält, stößt die Aenderung der geltenden Gewohnheit auf Schwierigkeiten, weil die Ausdrucksweise der japanischen Sprache für die lateinischen Schriftzeichen gewisse Aenderungen verlangt. Vor kurzem hat nun aber ein bekannter Universitätsprofessor in Kioto ein neues Werk über die Geschichte der modernen Philosophie ganz in lateinischen Buchstaben veröffentlicht. Auch ein Professor in Tokio hat erklärt, daß er in Zukunft alle seine Bücher nur in lateinischen Buchstaben schreiben will. Wenn diese Beispiele allgemeine Nachahmung finden wird, so bedeutet das für die geistige Arbeit in Japan eine ungeheure Erleichterung. Heute verlieren die japanischen Schulkinder noch ihre meiste Zeit, um mehrere tausend chinesische Schriftzeichen zu studieren. Durch Bestrebungen der französischen Regierung ist in Indo-China die Einführung der lateinischen Schriftzeichen bereits erfolgt. Das hat Japan eine starke Anregung gegeben.



Oblt. Keller, Plungen, auf York, gewinnt den Preis vom Säntis